

„Ein Licht in der Dunkelheit, das nie erlischt ...“

Lisa Heike Adler/Werner C. Barg



Die Berlinale fand in diesem Jahr vom 13. bis zum 23. Februar erstmals unter der neuen Intendantin Tricia Tuttle, vormals Leiterin des London Filmfestival, statt. Der folgende Beitrag bilanziert Themen und Trends, die die Film-auswahl quer durch die verschiedenen Programmsektionen des Festivals für das aktuelle Kino andeuten. Zudem beleuchtet er, welche Veränderungen sich durch die neue Leitung bei den 75. Filmfestspielen Berlin ergeben haben.

„Ein Licht in der Dunkelheit, das nie erlischt ...“ so bezeichnete Tilda Swinton in ihrer Rede während der Eröffnungsgala der diesjährigen Berlinale die Kraft des Kinos als ein Element der „Kultur des Widerstands“ in düsteren politischen Zeiten. Im Rahmen der Gala wurde der 64-jährigen Schauspielerin der „Goldene Ehrenbär für ihr Lebenswerk“ überreicht. Es umfasst durchweg prägnante Rollen in bislang mehr als 60 Filmen und Serien, zumeist abseits gängiger Erzählmuster.

Auch im Mittelpunkt des Eröffnungsfilms von Tom Tykwer steht ein besonderes Licht, mit dessen Hilfe die neue, aus Syrien geflüchtete Haushälterin Farrah (Tala Al-Deen) eine typisch dysfunktionale, von Konflikten zerrissene deutsche *upper-middle-class*-Familie zu heilen versucht. Tykwer greift in seinem Film fast alle aktuellen Themen der Zeit auf: Familie und Identität, Flucht und Migration, Klimaschutz, soziale Gerechtigkeit und Genderfragen. Zudem lässt er die *Generation Z* zu Wort kommen und nimmt ihre Anliegen ernst. Die Geschwister Frieda und Jon (Elke Biesendorfer/Julius Gause) sehen im täglichen Verhalten der Eltern (Lars Eidinger/Nicolette Krebitz) die Verlogenheit einer gesellschaftlichen Klasse, die immer davon ausgeht, dass die anderen etwas ändern sollten und deren eigene Ambitionen, die Welt zu einem besseren Ort zu machen, bestenfalls halbherzig sind.

Tykwers Erzählung könnte schnell überfrachtet wirken, aber durch humoristisch aufgelockerte Momente und surrealisch eingewobene Sequenzen bleibt der Film unterhaltsam und wirkt an keiner Stelle belehrend. Tykwer umkreist alle Themen-

tiken seines Films in dem ihm eigenen, originären Stil mit besonderen Erzählweisen und experimentellen Filmideen, die er zu einem glaubwürdigen Plädoyer für Zusammenhalt, für die Integration des Fremden in die uns vertraute Welt und für die Verschmelzung unterschiedlicher Kulturen verdichtet.

Eröffnungsfilme sind oft Schlüsselfilme

Das Festivalteam um Tricia Tuttle hat mit „Das Licht“ nicht nur gleich zu Beginn des Festivals den deutschen Film ins Scheinwerferlicht des internationalen Festivalgeschehens gerückt, sondern einen geradezu idealtypischen Eröffnungsfilm ausgewählt. Eröffnungsfilme sind oft Schlüsselfilme für das Festivalprogramm quer durch alle Programmsektionen. Wie Tykwerts Film zeigen viele Produktionen des unabhängigen Kinos, die das Tuttle-Team für die Berlinale ausgewählt hat, besondere Erzählweisen, experimentelle Formen und sind von originellen Ideen durchdrungen. Auch prägt ein Alltagsrealismus, der – wie in Tykwerts Film – poetische Züge hat, viele Filme. Und auf der inhaltlichen Ebene beschäftigen sich zahlreiche Festivalbeiträge mit den Themen Familie und Migration.

Migration als Melodram

Der Film „Dreams“ des mexikanischen Regisseurs Michel Franco rollt das Problem der Migration in Form des Melodramas auf: Im Rahmen ihrer Stiftungsarbeit in Mexiko lernt die reiche Jennifer (Jessica Chastain) den talentierten Balletttänzer Fernando (Isaac Fernández) kennen und beginnt mit ihm eine leidenschaftliche Affäre. Als Jenni-

fer in die USA zurückkehrt, folgt Fernando ihr heimlich auf gefahrvollen Wegen nach San Francisco. Überrascht und zögerlich setzt Jennifer die Liebesbeziehung mit Fernando fort. Als sie ihn vor Freunden verleugnet, trennt Fernando sich von ihr und versucht, als illegaler Einwanderer allein sein Glück in Kalifornien zu finden. Als es ihm gelingt, bei einer renommierten Tanzkompanie Arbeit zu finden, nähern sich beide wieder an.

Franco zeigt die Bedrohung der leidenschaftlichen Liebesbeziehung durch gesellschaftliche Ressentiments und Vorurteile von Teilen der sich so liberal gebenden US-Upper Class in nur wenigen markanten Szenen. Doch sie sind so eindrücklich, dass der Zuschauer die wachsende Angst Jessicas und die Zerstörung aller Hoffnungen Fernandos geradezu hautnah erlebt. Dass sie aus unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus stammen, wird ihnen zum Verhängnis und zerstört ihr privates Glück komplett.

Einen anderen Ansatz, Migration zu erzählen, wählt Ameer Fakher Elin im deutschen Wettbewerbsbeitrag „Yunan“: Der aus Syrien geflohene Autor Munir (Georges Khabbaz) ist mit seinem tristen Leben in Deutschland unzufrieden. Mit der Absicht, durch eigene Hand aus dem Leben zu scheiden, reist er auf eine Hallig an der Nordseeküste. Die Begegnung mit der spröden Meereslandschaft, die von Ebbe und Flut, von Sturm und dem immerwährenden Spiel der vorbeiziehenden Wolken am weiten Himmel geprägt ist, lässt ihn zur Ruhe kommen. Die Bekanntschaft mit der aufgeschlossenen Zimmerwirtin Valeska (Hanna Schygulla) gibt ihm neu-

en Lebensmut, obwohl deren Sohn (Tom Wlaschiha) wie auch andere der wortkargen Inselbewohner den Fremden mit Argwohn betrachten.

kämpften, übernächtigten Gesichts eines Mädchens, deuten an, wie sich die Kinder im Krieg wohl fühlen mögen.

Unter einer großen psychischen Anspan-



Georges Khabbaz, Hanna Schygulla © 2025 Red Balloon Film, Productions Microclimat, Intramovies

In langen ruhigen Kameraeinstellungen folgt Regisseur Elin seiner Hauptfigur. Diese Erzählweise unterstreicht die Melancholie der Hauptfigur, überträgt deren Gefühle auf die Zuschauer. Mehrmals fügt Elin in die Montage seines Films kurze Rückblenden ein, die Momente der Geschichte um eine Hirten (Sybel Kekilli) und einen Hirten (Ali Suliman) zeigen. Munirs Mutter (Nidal Al Achkar) hatte ihm diese Geschichte oft vorgelesen. Nun sucht er in dieser Geschichte die Sinnhaftigkeit seines Lebens wiederzuentdecken. Hierbei wandelt sich die anfänglich alltagsrealistische Erzählweise mehr und mehr zu einem poetischen Realismus. Er lässt Elins Film zu einem besonderen Stück Kino werden, das sein Publikum gleichwohl mit einer Erzählung ohne Auflösung zurücklässt, mysteriös und rätselhaft.

Alltagsrealismus

Ganz anders dagegen der Erzählgestus in dem ukrainischen Wettbewerbsbeitrag „Strichka Chasu“ (Timestamp). In ihrem Dokumentarfilm nähert sich Regisseurin Kateryna Gornostai mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung von Schülerninnen und Schülern sowie deren Lehrkräften an verschiedenen Schulen des Landes. Sie zeigt pur, realistisch und ohne Beschönigung, wie Unterricht zwischen Fliegeralarm und Luftschutzbunker in der Metrostation möglich ist. Die Bedeutung der musischen Erziehung, von Spiel und Tanz als Ablenkung der Kinder vom Kriegsgeschehen wird deutlich. Nur wenige Hinweise, etwa die Detailaufnahme eines festen, suchenden Händedrucks zwischen Kind und Lehrerin oder die Großaufnahme des müden, abge-

nung leidet auch die Alltagsheldin, deren Drama der rumänische Regisseur Radu Jude in seinem realistischen, mit der Handykamera gedrehten C-Wettbewerbsbeitrag „Kontinental 25“ nachspürt: Orsolya (Eszter Tompa) ist Gerichtsvollzieherin in der Hauptstadt Transsylvaniens. Als sie eine von einem Obdachlosen besetzte Wohnung räumen lässt, erhängt sich dieser auf grausame Weise. Das Bild des Toten geht Orsolya nach. Sie sucht Rat bei Freunden, einem Priester. Immer wieder erzählt sie von ihrem schrecklichen Erlebnis. Alle raten ihr, das Geschehene zu vergessen. Doch es fällt ihr schwer. Am Ende überlässt der Film Orsolya ihrem Schicksal. In der Schlussmontage des Films reiht sich Bild für Bild Neubau an Bauarbeiten an Neubau. Durch diesen

Kniff wird deutlich: Orsolya ist ein winziges Rädchen im Getriebe einer Immobilienwirtschaft, die die Städte gentrifiziert und dabei manchmal auch über Leichen geht. Mit diesen Auswirkungen kommt die Gerichtsvollzieherin psychisch nur schwer zu rechten. Orsolyas Schicksal wird so von einer individuellen auf eine gesellschaftskritische Ebene gehoben. Radu Jude wurde für „Kontinental‘25“ mit dem „Silbernen Bären für das beste Drehbuch“ ausgezeichnet.

Ebenfalls überfordert und unter Druck steht die Hauptfigur in Mary Bronsteins Frauenporträt „If I had legs I'd kick you“, der im Wettbewerb lief. Linda ist mit allen Alltagsproblemen, der Krankheit ihres Kindes, dem Stress mit ihrem Therapeuten allein. Ihr Mann ist immer abwesend. Für ihre Darstellung erhielt Rose Byrne den „Silbernen Bären für die beste schauspielerische Leistung in einer Hauptrolle.“

Eine Alltagsheldin besonderer Art spielt auch Leonie Benesch in dem „Berlinale Special“-Beitrag „Heldin“ der Schweizer Regisseurin Petra Volpe: Als Pflegekraft Floria kämpft sie sich in einem Krankenhaus voller Hingabe für die Patienten durch die Abendschicht. Doch für Fürsorge, ein paar beruhigende Worte oder eine zärtliche Geste für ihre teils schwerkranken Patienten bleibt kaum Zeit. Die Abteilung ist unterbesetzt. Florias notwendige Abendvisite wird immer wieder durch neue, stets eilige Anforderungen an die Pflegekraft unterbrochen.

Mit einem direkten knallharten Realismus zeigt Regisseurin Volpe, wie Hektik, Stress und Hysterie Florias Arbeitsalltag bestimmen. Leonie Benesch wird die Arbeit einer Pflegekraft sehr genau studiert haben. Jeder Handgriff sitzt. Ihr präzises Spiel verleiht dem fast dokumentarischen Blick der Kamera in Volpes Arbeit Authentizität. Doch ihre Darstellung geht über die bloße Nachahmung weit hinaus, weil Benesch die zunehmende Belastung, ja Überlastung



Leonie Benesch © Zodiac Pictures 2025

ihrer Figur mit wenigen genauen Gesten und Blicken so treffsicher psychologisch zu verdichten weiß, dass das Publikum den Druck und die Anspannung, die auf ihrer Figur lasten, selbst fast physisch spürt.

Anlässlich der Premiere von „Heldin“ demonstrierten Pflegekräfte vor dem Zoo-Palast und machten auf ihre desaströsen Arbeitsbedingungen aufmerksam. So zeigen Filme wie „Heldin“ und andere, dass die Berlinale stets „ein politisches Festival“ war und ist. „Das liegt wohl in der DNA der Stadt und auch im Festival selbst“, stellte Intendantin Tuttle schon bei der Programm-pressekonferenz fest. Obwohl „in allen Kulturbereichen oft die Nachrichtenlage den Diskurs dominiert“, gab Tuttle gegenüber der Presse ihrer Hoffnung Ausdruck, dass das von ihr und ihrem Team kuratierte Festivalprogramm „die Menschen dazu bringen wird, über die Lebendigkeit der Kunstform zu sprechen und über die Filme selbst.“ (Steinitz 2025)

Filmische Experimente

In der Tat fand sich die von Tuttle angesprochene Lebendigkeit der Kunstform in vielen Berlinale-Filmen wieder. In seinem „Berlinale Special“-Beitrag „Ancestral Visions of the Future“ geht der aus Lesotho stammende und jetzt in Berlin lebende Regisseur Lemohang Jeremiah Mosese dem Konflikt zwischen Kindheit in der Heimat und dem Leben in der Fremde nicht in einer poetisch realistischen Erzählung, wie etwa in „Yunan“, sondern in einem filmischen Essay nach. Zu einem literarischen, von ihm selbst gesprochenen Kommentar zeigt sein Film metaphorische Bilder der Erinnerung an sein früheres Leben, an seinen Großvater, an den Tod eines guten Freundes. So erzeugt sein assoziativ montierter Film einen mitreißenden erzählerischen Sog.

Gängige Erzählmuster bricht ebenfalls der französische Wettbewerbsbeitrag „Reflet dans un Diamant Mort“ von Hélène Cattet und Bruno Forzani auf. Ohne einen linearen Erzählfaden zu verfolgen, setzt das Regie-Duo gleichfalls in assoziativer Montage wohlbekannte Versatzstücke aus Agentenfilmen à la „James Bond“ zu einem rasanten *Stream of consciousness* ihrer Hauptfigur zusammen, eines von Alt-Star Fabio Testi gespielten Agenten, der sich an einen früheren Fall erinnert. In der vom Tuttle-Team neu begründeten Programmsektion „Perspectives“ verwandelt der österreichische Regisseur Florian Pochlatko in seinem Spielfilmdebüt „How to be normal and the oddness of the other world“ gleichfalls den Bewusstseinsstrom seiner Hauptfigur in einen visuell höchst reizvollen Bildersturm. Dieser wird unterstützt durch das kraftvolle, geradezu grenzenlos ausufernde Spiel der Hauptdarstellerin Luisa-Céline Gaffron.

Sie spielt die junge Pia, die – gerade aus der Psychiatrie entlassen – versucht, sich ins Leben zurückzukämpfen. Dabei weiß sie oft nicht so genau, ob ihre Gedanken und ihre Weltwahrnehmung ihr gerade einen Streich spielen. Ähnlich ergeht es einer jungen Ausreißerin (Clara Pacini) in dem französischen Wettbewerbsbeitrag „La Tour de Glace“. Sie versteckt sich in einem Filmstudio, in dem gerade eine Märchenverfilmung gedreht wird. Als die Jugendliche beginnt, sich mehr und mehr mit der Hauptfigur des Films, einer Schneekönigin (Marion Cotillard), zu identifizieren, vermischen sich in Lucile Hadzihalilovic‘ Film zunehmend Realität und Fiktion. Für ihre Kreativität wurde das Ensemble des Films, mit dabei u.a. August Diehl und der Autor/Regisseur Gaspar Noé, mit einem „Silbernen Bären für eine herausragende künstlerische Leistung“ ausgezeichnet.



Luisa-Céline Gaffron @ Golden Girls Film

Besondere Erzählweisen

Weil sie eigentlich einen ausschweifenden Reise- und Abenteuerfilm über das Leben des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz drehen wollten, diesen dann aber nicht finanzieren konnten, kamen Regisseur Edgar Reitz und er auf die Idee, so erklärte Drehbuchautor Gert Heidenreich, nach der von „Leibniz – Chronik eines verschollenen Bildes“, die Leibniz’sche Philosophie durch eine besondere Erzählweise auf die Leinwand zu bringen: Im Dialog zwischen Maler und Modell, als Kammerspiel inszeniert. Die preußische Königin Sophie-Charlotte (Antonia Bill) lässt über ihre Mutter Sophie von der Pfalz (Barbara Sukowa) ein Gemälde des Philosophen Leibniz in Auftrag geben. Sophie-Charlotte schätzt ihre Konversation mit dem Denker so sehr, dass sie hofft, über sein Bildnis nun stets mit ihm im Zwiegespräch bleiben zu können. Die Gespräche über Bild und Wirklichkeit zunächst zwischen einem Maler (Lars Eidinger), später einer Malerin (Aenne Schwarz) und ihrem Modell Leibniz (Edgar Selge) ermöglichen es – wie der 92-jährige Edgar Reitz es nach der Berlinale-Premiere ausdrückte – „einen Film über das Denken zu machen“.

Über das Denken von Meisterregisseur Claude Lanzmann während der Produktion seines epochalen Dokumentarfilms „Shoah“ hat der französische Filmemacher Guillaume Ribot in seinem „Berlinale Special“-Beitrag „Je N'avais Que le néant – Shoah“ par Lanzmann“ nachgedacht. Er montiert Filmmaterialien, die Lanzmann seinerzeit für seinen Film nicht benutzte, mit einem Kommentar, der – von Ribot gesprochen – ausschließlich die Worte Lanzmanns aus dessen Aufzeichnungen und Produktionsnotizen während der Entstehung von „Shoah“ wiedergeben. Durch diese besondere Erzählweise entsteht ein markantes *Making Of* von „Shoah“.

Originelle Erzählideen

Nicht wenige Berlinale-Filme verdeutlichten ihren Kunstcharakter durch eine originelle Erzählidee: In „Mickey 17“ von Oscar-Preisträger Bong Joon Ho („Parasite“) spielt Hollywoodstar Robert Pattinson einen Elitesoldaten in einem Zukunftsstaat. Der stirbt oft bei Himmelfahrtskommandos und wird dann durch einen Klon ersetzt. Als er aber als Micky 17 einen Einsatz überlebt, muss er um sein Leben kämpfen, da er bereits durch Micky 18 ersetzt wurde. Gleichfalls eine ebenso originelle wie böse Science-Fiction-Idee zeichnet „The Blue Trail“ des brasilianischen Regisseurs Gabriel Mascaro aus: Um die Jungen bei Arbeit und Freizeit nicht mehr zu stören, werden die Alten in der Zukunft in sogenannten „Seniorenkolonien“ kaserniert. Doch Mascaros Hauptfigur, die 77-jährige



© Iván Fund, Laura Mara Tablón, Gustavo Schiaffino / Rita Cine, Insomnia Films

Tereza (Denise Weinberg), widersetzt sich den staatlichen Anordnungen und begibt sich auf eine gefährliche Reise durch das Amazonasgebiet. „The Blue Trail“ wurde mit dem „Silbernen Bären“ Grosser Preis der Jury“ ausgezeichnet. Zugleich würdigte die Jury noch einen zweiten Wettbewerbsbeitrag aus Lateinamerika: „The Message“ des Argentiniers Iván Fund erhielt gleichfalls einen „Silbernen Bären Preis der Jury“. Auch in Funds Film dreht sich alles um eine originelle Idee: Die junge Anika (Anika Bootz) kann mit Tieren sprechen. Sie reist von Dorf zu Dorf, damit ihre Pflegeeltern Myriam und Roger (Mara Bestelli/Marcelo Subiotto) mit Anitas Gabe den Unterhalt für die kleine Familie verdienen können.

Familie

In „Was Marielle weiß“, Frédéric Hambaleks Wettbewerbsfilm, zu dem er auch das Drehbuch verfasst hat, dreht sich die Handlung ebenfalls um unerwartete Veränderungen in einer Familie aufgrund der übersinnlichen Fähigkeiten eines Kindes: Nachdem Marielle (Laeni Geiseler) in der Schule von einer Mitschülerin geschlagen wird, entwickelt sie telepathische Fähigkeiten. Ihre Eltern Julia und Tobias (Julia Jentsch/Felix Kramer) reagieren zunächst ungläubig auf Marielles Offenbarung am Essentisch, nun alles zu wissen, was ihre Eltern tun und lassen, auch wenn das pubertierende Mädchen nicht mit ihnen zusammen ist. Durch diesen Mangel an Privatsphäre kommen in der deutschen Mittelschichtsfamilie Geheimnisse ans Licht, werden Koalitionen geschmiedet und wieder gebrochen sowie aberwitzige Befreiungsschläge versucht. Hambaleks Erzählkonstruktion stellt interessante Fragen an das Familienleben: Wie wäre es, wenn wir alle ganz offen wären? Möchte ich, dass jeder mich in jedem Moment beob-

achten könnte? Und wie wäre es, wenn es anstatt von *Helikopter-Eltern* plötzlich *Helikopter-Kinder* gäbe? Allen voran brilliert Julia Jentsch mit einem treffsicheren Gespür für ein ebenso ausgewogenes komisches wie ernsthaft-realistisches Spiel in ihrer Rolle der allseits beobachteten Mutter, die ihren Wunsch nach Freiheit gleichwohl nicht aufgeben will. Hambalek ist ein Kleinod des deutschen Films gelungen, ein unterhaltsamer Genre-Mix aus Familiendrama, Mystery und Komödie.

Ganz aufs Private konzentriert sich der britische Wettbewerbsfilm „Hot Milk“ von Rebecca Lenkiewicz nach dem gleichnamigen Roman von Deborah Levy, die auch an der Drehbuchentwicklung beteiligt war: die Darstellung einer komplizierten Mutter-Tochter-Beziehung: Einerseits sorgt Sofia (Emma Mackey) seit dem vierten Lebensjahr für das Wohlergehen ihrer Mutter (Fiona Shaw), die durch eine unerklärliche Krankheit an den Rollstuhl gefesselt ist.

Andererseits leidet sie an der manipulativen Kraft von Rose. Während einer Reise nach Spanien, wo sich die Mutter in einer alternativ-medizinischen Klinik Hilfe erhofft, gerät Sofia zunehmend in einen emotionalen Zwiespalt, nachdem sie eine Affäre mit der zunächst höchst selbstbewusst wirkenden Ingrid (Vicky Kribs) beginnt, die – allerdings – ähnlich wie Rose – nicht frei von Traumata ist.

Fiona Shaw und Emma Mackey verstehen es durch feinste Nuancen in Ihrem Spiel das oft beklemmende, manchmal mit feinem Humor durchwobene Mutter-Tochter-Drama immer wieder spannend und nachvollziehbar in Szene zu setzen.

Gleichfalls höchst privat geht es in Dag Johan Haugeruds norwegischem Wettbewerbsbeitrag „Dreams (Sex Love)“ zu: Durch ihr intimes Bekenntnis, in ihre Lehrerin (Selome Emnetu) verliebt zu sein, löst Johanne (Ella Øverbye) bei den Familienmitgliedern, besonders bei Mutter Kristin (Ane Dahl Torp) und Großmutter Karin (Anne Marit Jacobsen), sehr unterschiedliche Reaktionen aus.

Haugeruds Film zeichnet sich durch brillante Dialoge und literarisch verdichtete Textpassagen aus. Die Jury hat ihm als „Besten Film“ des Festivals den „Goldenen Bären“ zuerkannt. Das Bildnis einer Familie zu einer Gesellschaftssatire zu verdichten gelingt im koreanischen Wettbewerbsbeitrag „What does the Nature say to you“ von Hong Sansoo: Der Dichter Dong-hwa (Ha Seong-guk) ist schon drei Jahre mit seiner Freundin Kim Junhee (Kang So-yi) zusammen, bevor er unerwartet deren Vater Choi Sunhee (Cho Yunhee) auf dessen Anwesen kennenlernt. Von Anfang an klärt der Vater Statusfragen ab. Als die Mutter und die Schwester von Junhee sich zu den Dreien hinzugesellen, wird Dong-hwa als mögliches zukünftiges Mitglied der Familie immer wieder getestet und auf die Probe



Ane Dahl Torp, Ella Øverbye, Anne Marit Jacobsen © Motlys



© Véronique Kolber

gestellt. Bei den, im Tonfall sehr freundlich ausgesprochenen Bosheiten seitens Junhees Familie fällt es ihm zunehmend schwerer, sein Gesicht zu wahren. Er gerät immer stärker unter Druck. Regisseur Hong Sansoo, der auch für die Produktion, Drehbuch, Kamera, Musik und Schnitt verantwortlich zeichnet, hat den Film mit wenigen Mitteln in kurzer Drehzeit als Kammerspiel ganz dicht an den Charakteren entlang inszeniert. Mit scharfer Ironie gelingt ein Bild gesellschaftlicher Statusspiele.

Aus der Perspektive eines 10-jährigen Jungen, der weit entfernt von seinen Eltern in der Stadt bei Verwandten auf dem Dorf aufwächst, entwirft Regisseur Huo Seng ein schillerndes Familienbild vor dem Hintergrund der sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnisse in der heutigen VR China. Die Jury zeichnete Huo Sengs „Living the Land“ mit dem „Silbernen Bären für die beste Regie“ aus.

In seinem Wettbewerbsbeitrag „La Cache“ erzählt der Schweizer Regisseur Lionel Baier gleichfalls aus der Sicht eines Kindes, des 9-jährigen Christophe (Ethan Chimienti), von den Maiunruhen 1968 in Paris. Der Junge erlebt die Revolte im Kreise seiner Onkel (William Lebghil/Aurélien Gabrielli) und seiner Großeltern (Michel Blanc/Dominique Reymond) in deren weiträumigen gutbürgerlichen Pariser Wohnung, während Christophes Eltern auf den Barrikaden für ein besseres Frankreich kämpfen. Mit der Hilfe eines geheimnisvollen Gastes kommt der Junge einem wohlgehüteten Geheimnis auf die Spur, erfährt aber während seines Aufenthalts zugleich die Wärme und den Zusammenhalt seiner ziemlich exzentrischen Familie.

Mit feinem Humor und zahlreichen Verweisen aufs französische Kino jener Jahre setzt Baier die literarische Vorlage seines Films, den gleichnamigen Roman von Christophe Boltanski, in Szene. Um das

68er-Geschehen authentisch vermitteln zu können, nutzt Baier neben Fernsehaustritten – ähnlich wie Jonathan Glazer in „Zone of Interest“ – eine explizite Tonebene, die hörbar macht, was in den Bildern seines Films nicht gezeigt wird. Neben solch bewusstem Einsatz von Sounddesign, den viele Berlinale-Filme auszeichnete, gab es eine bemerkenswerte Reihe von Filmen, in denen die Darstellung unterschiedlicher Facetten der Musikwelt im Zentrum standen.

Musik

In „Köln 75“ verbinden sich Elemente des Familiendramas mit der semidokumentarischen Nacherzählung eines legendären Musikevents: Wenn es nach ihren Eltern geht, soll Eva Brandes (Mala Emde) ihrem Vater (Ulrich Tukur) nacheifern und Zahnärztin, mindestens aber Anwältin werden. Doch Eva liebt den Jazz, der in den Clubs im Köln der 1970er Jahre eine Hochburg hat. Wegen ihrer offenen Art macht ein

Jazzmusiker ihr das Angebot, sich von ihr promovieren zu lassen. Eva gründet heimlich ihre eigene Agentur und setzt sich, nachdem sie Keith Jarrett (John Magaro), den Meister der Improvisation, gesehen und gehört hat, in den Kopf, ihn für ein Konzert in die Kölner Oper zu holen. Um das Konzert vorfinanzieren zu können, macht sie mit ihrer Mutter (Jördis Triebel) einen Deal: Konzert oder Studium. Obwohl man als Zuschauer ja bereits den positiven Ausgang der Geschichte kennt: 1975 organisierte Eva Brandes das bis heute größte Solo-Jazzkonzert der Musikgeschichte: Das „Köln Concert“, ist es in Ido Fluks „Berlinale Special“-Beitrag „Köln 75“ höchst spannend und unterhaltsam anzusehen, wie es Eva gelingt, den Familienkonflikt für sich zu entscheiden und als nervenstarke Promoterin mit ihrem kleinen Team trotz größter Hindernisse das Konzert auf die Beine zu stellen. Chapeau!

In Alex Russells Regiedebüt „Lurker“ möchte der junge Verkäufer Matthew (Théodore Pellerin) ein kreativer Teil der Musikszene werden. Mit einem Trick gelingt es ihm, den aufstrebenden britischen Popstar Oliver (Archie Madekwe) auf sich aufmerksam zu machen. Bald schon liefert Matthew Videomaterial für Olivers Social-Media-Auftritte. Obwohl diese sehr erfolgreich werden, bleibt Matthew in der Hierarchie der männlich-chauvinistischen Begleiter Olivers ganz unten. Erst durch einen nahezu diabolischen Schachzug kommt Matthew der Erfüllung seiner Sehnsucht nach Bekanntheit und Beliebtheit näher.

Als psychologisch gut durchdachtes Unterhaltungskino porträtiert „Lurker“ toxische Männerfreundschaften und präsentiert mit Théodore Pellerin einen Hauptdarsteller, der die zwischen Verletzbarkeit, Besessenheit und Wut changierenden Gefühle seiner Figur herausragend zu verkörpern versteht.



Margaret Qualley, Ethan Hawke © Sabrina Lantos / Sony Pictures Classics

Eine Männerfreundschaft im Musikbusiness steht auch im Mittelpunkt des neuen, wieder nahezu in Echtzeit erzählten Films von Richard Linklater: Songtexter Larry Hart (Ethan Hawke) und Komponist Richard Rogers (Andrew Scott) waren in den 1930er und 1940er Jahre ein kreatives Duo, das zahlreiche mehr oder weniger erfolgreiche Musicals und bekannte Songs, darunter den Hit „Blue Moon“, herausbrachten. Nun sitzt Larry in Linklaters Film „Blue Moon“ am 31. März 1943 an der Bar, während der Premierenfeier des Musicals „Oklahoma!“, das Rogers erstmals mit einem anderen Texter, Oskar Hammerstein (Simon Delaney), geschrieben hat. In langen nahezu monologischen Einstellungen redet sich Larry hauptsächlich gegenüber Barkeeper Eddie (Bobby Carnavale) alles von der Seele, was ihm an diesem neuen Kreativduo stört und beängstigt. Auch seine tiefen Zuneigung zu der jungen hübschen Elisabeth (Margaret Qualley) wird deutlich.

Sie bleibt für ihn unerreichbar. Als Rogers auftaucht, wird sie am Ende mit ihm gehen. Ethan Hawke liefert eine Meisterleistung an Textdisziplin, spielt jede Facette seiner Figur mit nahezu fiebriger Intensität aus und lässt dabei in die zutiefst verunsicherte, nackte Künstlerseele seiner Figur blicken. Über einen „Silbernen Bären als beste Leistung in einer Nebenrolle“ durfte sich aber Andrew Scott freuen. Seine oft nur mimisch und gestisch dargestellte Zerrissenheit zwischen der Abgrenzung gegenüber Larry und dessen Alkoholexzessen auf der einen Seite und der Verbundenheit und Dankbarkeit ihm gegenüber auf der anderen Seite bilden einen mehr als stimmigen Kontrast zu Hawkes virtuosem, sprachbetontem Spiel.

Sehr viel unnahbarer und verschlossener präsentiert Timothée Chalamet dagegen den jungen Singer/Songwriter Bob Dylan in James Mangolds „Like a Complete Unknown“. Der Regisseur beschränkt sich in seinem Film auf Dylans erste kreativen Jahre von 1961 bis hin zu seinem großen Durchbruch 1965 auf dem Newport Folk Festival, bei dem Dylan sich vom klassischen Folk loslöste und ihn mit Rockmusik verband, was vor allem bei seinem Mentor, dem klassischen Folksänger Pete Seeger (Edward Norton) für Aufregung sorgte. Seeger, so zeigt es Mangolds Film, war an Dylans zielstrebigem Aufstieg als neue junge Stimme des Folk neben der Sängerin Joan Baez (Monica Barbaro) maßgeblich beteiligt. Durch das feinsinnige, berührende Spiel Edward Nortons wird dem Zuschauer die oft solidarische Kraft der Musikszene der 1960er Jahre nahegebracht, in der sich die Aufbruchstimmung und Sehnsucht junger Menschen dieser Epoche nach Frieden und der Verwirklichung der Grundrechte für alle Menschen auf der Welt spiegelte.



Timothée Chalamet © Macall Polay / 2024 Searchlight Pictures All Rights Reserved

Fünf Jahre hat sich Chalamet auf die Dylan-Rolle vorbereitet. Er singt alle Songs selbst und überzeugt als Musiker-Ikone, die sich mit ihren privaten Beziehungen schwer tut.

Stars

Auf dem roten Teppich sorgte Chalamets Auftritt im Babyrosa-Outfit für lautstarkes Kreischen der begeisterten Fans; auf der Pressekonferenz war er nahbar und unprätentiös, also ganz anders als seine Film-Figur und dicht am Inhalt des Films interessiert. Dass es Festival-Chefin Tricia Tuttle gelang, mitten in der „Awards Season“ Chalamet auf die Berlinale zu holen, ist ein großes Verdienst, denn der Star war gleich in zwei oscarnominierten Filmen zu sehen: „Dune. Part 2“ und eben „A Complete Unknown“. Entsprechend viele Verpflichtungen hatte der Schauspieler vor der Verleihung.

Neben internationalen Stars wie Ethan Hawke und Marion Cotillard, die schon häufiger bei der Berlinale dabei waren, setzte Tricia Tuttle eher auf eine junge Garde internationaler Stars mit Jessica Chastain, Robert Pattinson, Andrew Scott, Benedict Cumberbatch und Margaret Qualley. Der internationale Glamourfaktor der Berlinale lässt sich für zukünftige Festivals sicher noch erhöhen.

Fazit

Inhaltlich, thematisch und künstlerisch war die Berlinale 2025 ein voller Erfolg und ein sehenswertes kulturelles Event. Die Organisation der Festivalabläufe war sehr gut. Niemand musste bei Minusgraden im winterlichen Berlin auf den Einlass in die Berlinale-Kinos warten. Die Festival-Locations waren im Stadtbild gut platziert. Die Idee, die Eröffnungsgala und Tykwers Eröffnungsfilm bundesweit in Kinos zu übertragen bzw. zu zeigen, war hervorra-

gend, um die Aufmerksamkeit für die Berlinale zu erhöhen. Vieles stand im Vorfeld der Berlinale unter einem Finanzierungsvorbehalt. Die Reduzierung der Sektionen bzw. deren Zusammenlegung in der neuen Debüt-Reihe „Perspectives“ hat der Qualität des Programms nicht geschadet. Dass die Präsentation neuer Filme im Wettbewerbssprogramm um einen Tag verkürzt wurde, ist allerdings sehr schade und wohl auf die Dauer für ein A-Festival wie die Berlinale nicht tragbar. Bedauerlich auch, dass akkreditierte Fachbesucher für die Abendpremieren im Berlinale-Palast immer dann, wenn das Staraufgebot groß war, kaum Karten bekommen konnten, obwohl sie sich pünktlich ab 7 Uhr morgens in die Warteschlange des digitalen Ticketshops einreihen. Vermutlich wurden für diese Events viele Publikumskarten vergeben, denn das Publikum ist bei der mit 30 Millionen Euro knapp finanzierten Berlinale eine wichtige Einnahmequelle. Gleichwohl: hier ein ausgewogenes Verhältnis mit den Interessen der Fachbesucher zu finden, dürfte eine der Aufgaben des Tuttle-Teams für die nächste Berlinale sein.

Weiterführende Hinweise:

<https://www.berlinale.de/de/fotos-videos/videos/vod.html/o=desc/p=2/rp=40?l=262024>
Steinitz, David (2025): Laden Sie die AFD ein, Frau Tuttle? Interview mit der neuen Berlinale-Chefin. In: *Sueddeutsche.de*, 13.02.2025

Zur Person

Lisa Adler ist Schauspielerin, Regisseurin, Autorin, Schauspielcoach und Atem- Stimm- Sprechtrainerin. Ihr Kurzfilmdebüt ›Gero, Gerd und die Großartige‹ wurde international mehrfach preisgekrönt. Gemeinsam mit Werner C. Barg hat sie von 2005-2017 Filmkritiken für den „Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag (Flensburger Tageblatt/ sh:z) verfasst.